

Was die Erfahrung der Gewalt erklärt

Gewaltkarrieren von Jugendlichen

Jugendliche, die Gewalt ausübt, aber auch solche, die Gewalt erlitten haben, sagen in der einen oder anderen Weise oft von sich, daß sie „eine Erfahrung gemacht“ haben. Derartige Aussagen sind keineswegs trivial, denn Jugendliche wollen damit zum Ausdruck bringen, daß sie Erfahrungen ganz spezieller Art gemacht haben – solche nämlich, die aus dem kontinuierlichen Erfahrungsfluß herausragen, der die alltägliche Interaktion zwischen sozialen Akteuren und ihrer Umwelt stets begleitet¹. Es handelt sich dabei um körpergebundene Erfahrungen, die von Jugendlichen oft als im positiven oder negativen Sinn überwältigend und als etwas beschrieben werden, das sich ihrer Erinnerung unauslöschlich eingeprägt hat. Derartige Gewalterfahrungen greifen in zweierlei Hinsicht über die jeweiligen Situationen hinaus: Zum einen werden sie von den Jugendlichen im Lauf der Zeit immer wieder interpretiert und mit neuen Bedeutungen versehen. Diese Interpretationen bestimmen das weitere Handeln und entfalten identitätsstiftende oder -bedrohende Wirkungen. Zum anderen können Gewalterfahrungen, sofern sie mit positiven Erlebnissen verbunden sind, eine Dynamik der Wiederholung in Gang setzen. Jugendliche wirken auf die Erneuerung bestimmter Erfahrungen der Gewaltausübung hin.

Daher ist nicht nur nach einer Erklärung dafür zu fragen, warum Jugendliche überhaupt gewalttätig werden und die Erfahrung der Gewaltausübung machen. Ebenso wichtig ist eine Antwort auf die Frage, was die Erfahrung der Gewalt selbst erklärt. Zu diesem Ergebnis kommt meine Untersuchung über „Gewaltkarrieren“², die auf Interviews mit jugendlichen Mehrfachtätern beruht: Ohne die Berücksichtigung der konkreten Erfahrung des Gewalterleidens und der Gewaltausübung kann man nicht begreifen, wie die Täterkarrieren entstehen und verlaufen.

Familiäre Gewalt und Ohnmacht

Die Interviews meiner Studie zeigen, daß Jugendliche, die wiederholt als Gewalttäter in Erscheinung getreten sind, fast ausnahmslos über einen längeren Zeitraum hinweg und bereits in frühen Phasen ihrer familiären Sozialisation Opfer von Gewalt³ waren. Die Kindheitsjahre lassen sich bei diesen Jugendlichen als Verläufe des Gewalterleidens beschreiben, deren charakteristisches Merkmal das der Ohnmacht

ist. Mißhandlungen in der Familie gehen nach Aussagen der Jugendlichen stets mit Gefühlen des physischen Ausgeliefertseins und der Wehrlosigkeit einher, sofern es keine Bezugspersonen gibt, die wirksamen Schutz bieten und als Anwälte der betroffenen Kinder auftreten. Ähnlich verhält es sich bei jenen Jugendlichen, die miterleben mußten, wie ihre Mutter vom Vater oder Geschwister von einem Elternteil geschlagen wurden. Sie berichten, daß sie sich dabei als hilflose, zur Handlungsunfähigkeit verdamnte Zeugen erfuhren⁴: „Ich konnte nichts machen, ich war ja noch klein“, ist eine Formulierung, mit der mehrere Jugendliche in nahezu identischer Weise ihre Erfahrungen der eigenen Mißhandlung sowie der Zeugenschaft familiärer Gewalt auf den Punkt bringen.

Bei der „direkten Viktimisierung“ durch die am eigenen Leib erlittene Gewalt geht die kindliche Ohnmacht aus der physischen Wehrlosigkeit hervor. Die betroffenen Kinder sehen sich den Schlägen der Eltern, manchmal auch der Geschwister, ohnmächtig ausgeliefert. Oft wird dies durch die Unberechenbarkeit der – auffallend häufig dem Alkohol zugeneigten – familiären Täter sowie dadurch verstärkt, daß die Opfer die wiederkehrenden Situationen der Gewalt nur in begrenztem Maß steuern und durch ihr Verhalten verhindern können – so zum Beispiel, wenn sie dafür geschlagen werden, daß ein Spielzeug kaputtgegangen ist, oder dafür, daß sie mit den Hausaufgaben nicht zurechtkommen. Die Ausweglosigkeit solcher Situationen führt dazu, daß die Kinder sich ihrer schutzlosen Lage anpassen: Sie glauben, es verdient zu haben, geschlagen zu werden. Sie übernehmen die Perspektive des familiären Täters und schließen in ihrer kindlichen Logik von den Schlägen auf ihre eigene Schlechtigkeit und Strafwürdigkeit.

Bei der „indirekten Viktimisierung“ durch die Beobachtung familiärer Gewaltszenen resultiert die Erfahrung der physischen Wehrlosigkeit daraus, eine Bezugsperson nicht vor der Gewalt eines überlegenen Täters schützen zu können. Die Kinder werden zu ohnmächtigen Zeugen, die dem gewaltsamen Geschehen tatenlos zusehen müssen. Situationen, in denen der Vater die Mutter oder ein Elternteil ein Geschwisterkind schlug, schildern die Jugendlichen oft so, als wären sie auch selbst geschlagen worden. Besonders bei der Zeugenschaft familiärer Gewalt gehen Ohnmachtserfahrungen mit einer moralischen Verletzung einher, die darin besteht, daß die Kinder aufgrund ihrer körperlichen Unterlegenheit nicht so handeln können, wie sie es für richtig hielten. Was sie als das gebührende Handeln empfinden, nämlich der geliebten Person zu Hilfe zu kommen und dem Unrecht Abhilfe zu schaffen, können sie nicht realisieren. Dem erwachsenen Täter gegenüber sind sie unfähig, ihren moralischen Handlungsimpulsen zu folgen. Sie erleben sich nicht nur im physischen Sinn als ohnmächtig; sie fühlen sich auch als moralische Person getroffen. Dies hat zerstörerische Auswirkungen auf ihr Selbstverhältnis und kann zu einem tiefen Selbsthaß führen.

Anhaltende familiäre Gewalt ist von Angstzuständen begleitet, die aus der Erwartung geboren sind, erneut geschlagen zu werden oder der Mißhandlung eines

anderen Familienmitglieds beiwohnen zu müssen. Die Angst vor weiterer Gewalt verlängert die Ohnmacht weit über die Situationen der unmittelbaren Gewaltanwendung hinaus. Kinder verinnerlichen ihre ohnmächtige Position im familiären Gewaltzusammenhang, der weite Teile ihres Sinns und Trachtens in Beschlag nimmt. Irgendwann aber verkehren sich ihre Ohnmachtserfahrungen in Projektionen der Gegengewalt. Mit der Viktimisierung verbindet sich die Vorstellung, die Handlungsmacht einmal mit Gewalt an sich zu reißen. Folgt man den Berichten der Jugendlichen, treten solche Projektionen bereits in einem Alter auf, in dem Kinder noch gar nicht gegen die hoffnungslos überlegenen Täter ankommen können. Sie entspringen dem Wunsch, den familiären Aggressor und Despoten eines Tages zu bezwingen und ihn gewaltsam zur Rechenschaft zu ziehen, sobald die physischen Kräfte dies zulassen. Projektionen der Gegengewalt enthalten damit bereits die Konturen eines Selbstbildes, das von der Vorstellung getragen ist, künftig selbst zum Täter zu werden.

Mißachtung in der Familie

Jugendliche, die wiederholt gewalttätig geworden sind, haben in aller Regel auch massive Mißachtung in der Familie erlebt. Während Ohnmachtserfahrungen aus dem physischen Ausgeliefertsein in Gewaltsituationen hervorgehen, bestehen Mißachtungserfahrungen in der nicht gewaltförmigen Verletzung von Anerkennungsbedürfnissen und -ansprüchen.

Auch wenn Ohnmachts- und Mißachtungserfahrungen empirisch ineinandergreifen können, ist es sinnvoll, diese beiden Erfahrungstypen zu unterscheiden. Sie gehen auf verschiedenartige Interaktionssituationen zurück und zeichnen sich durch unterschiedliche Körpernähe aus: Ohnmachtserfahrungen sind unmittelbar an den Körper gebunden, insofern die Betroffenen, wenn sie Opfer der Gewalt werden, ihre Handlungsunfähigkeit direkt am eigenen Leib erfahren oder, wenn sie Zeugen der Gewalt werden, mit der physischen Unfähigkeit konfrontiert sind, so zu handeln, wie es ihren affektiven Impulsen und moralischen Ansprüchen entspräche. Mißachtungserfahrungen beziehen sich auf familiäre Interaktionen, die Bedürfnisse und Ansprüche auf Zuwendung, Achtung und Wertschätzung auf nicht gewaltsame Weise verletzen. Mißachtungserfahrungen in diesem Sinn können eine Beeinträchtigung des Selbst- und Weltvertrauens herbeiführen, die nicht die physische, sondern die psychische und soziale Integrität betrifft⁵.

Wie die Erzählungen der interviewten Jugendlichen vor Augen führen, entstehen solche Erfahrungen der Mißachtung in einer Vielzahl unterschiedlicher Interaktionen, die in ihren Familien oft zu stabilen Formen geronnen sind und ihre Sozialisation entscheidend geprägt haben. Sie reichen von der Benachteiligung gegenüber den Geschwistern bis zur innerfamiliären Marginalisierung, von negativen Zu-

schreibungen bis zu regelrechten Erniedrigungsritualen und von der elterlichen Vernachlässigung bis hin zur fundamentalen Ablehnung durch die anderen Familienmitglieder. Der familiären Sozialisation von Jugendlichen mit einer Gewaltkarriere wohnt meist von Anfang an eine Dynamik der Mißachtung inne, so daß sie sich als ungeliebte, in ihrem Verlangen nach Anerkennung stets zurückgewiesene und gedemütigte Kinder erfahren.

Mißachtungserfahrungen führen bei Kindern zu negativen Selbstkonzepten. Sie zeigen schon früh eine tiefe Verunsicherung ihrer Identität und übernehmen die familiäre Abwertung in ihr Selbstbild. Kinder, deren Wert in ihrer Familie ständig herabgesetzt wird, bekommen den Eindruck, der Zuneigung und des Wohlwollens anderer nicht würdig zu sein und zu Recht verachtet zu werden. Durch die Akte der Geringschätzung und der Herabsetzung verlieren sie das Vertrauen in die eigenen Fähigkeiten und in den Wert der eigenen Person. Von großer Bedeutung sind hier negative Etikettierungen der Eltern oder anderer Familienmitglieder, die den Kindern die zukünftige Rolle eines Taugenichts, eines Versagers oder Straftäters zuschreiben. Solche Zuschreibungen fangen und halten Einzug in das Selbstbild der Betroffenen. Oft wohnt ihren lebensgeschichtlichen Erzählungen ein Fatalismus inne, der den degradierenden Zuschreibungen den Charakter von sich selbst erfüllenden Prophezeiungen verleiht. Weil sie sich selbst nicht attraktiv und liebenswert finden, verhalten sie sich so, daß sie schließlich nicht nur von ihren Eltern, sondern auch von Gleichaltrigen und Lehrern abgelehnt werden⁶. Mißachtete Kinder können sich bis in die Jugendphase hinein nicht von den negativen Etikettierungen lösen. Sie erben ein spezifisches „Problem“: Es ist das Problem der *intersubjektiven* Anerkennung und – dies ist dessen Kehrseite – der *intrasubjektiven* Selbstachtung.

Die aus Erfahrungen der Mißachtung erwachsenden negativen Selbstkonzepte spielen bei der späteren Gewaltausübung in der Jugendphase eine ebenso große Rolle wie Erfahrungen des ohnmächtigen Ausgeliefertseins an familiäre Gewaltzusammenhänge. Dabei gibt es ein typisches Muster, wie diese familiären Negativerfahrungen in gewalttätige Handlungsmuster transformiert werden.

Epiphanische Erfahrungen und biographische Wendepunkte

Bestimmten Gewaltakten, die sie selbst begangen haben, sprechen die interviewten Jugendlichen eine bleibende Bedeutung für ihr weiteres Leben zu. Mit diesen Gewaltakten sind, so kann man mit Norman K. Denzin⁷ sagen, epiphanische Erfahrung verbunden. „Epiphanien“ im Sinn Denzins bezeichnen Momente der Offenbarung im Leben einer Person: In einem signifikanten, oft krisenhaften Ereignis zeigt sich ihr individueller Charakter in neuem Licht. Die Erfahrungen, die Personen in solchen Situationen und Ereignissen machen, hinterlassen tiefe Spuren in ihrem Leben. Weil sie eine transformatorische Kraft besitzen, verknüpft Denzin

epiphanische Erfahrungen mit „biographischen Wendepunkten“. Nach einer epiphanischen Erfahrung ist die Person nie mehr dieselbe, die sie vorher war. Sie durchläuft eine Statuspassage und gewinnt ein anderes Verhältnis zu sich selbst.

Jugendliche mit einer Gewaltkarriere erzählen in erstaunlicher Übereinstimmung von Taten, die ihrem Leben eine entscheidende Wendung gaben. Sie schildern diese Gewalttaten als Ereignisse, die den Auftakt zu einem neuen Selbstverständnis markieren. Epiphanische Gewalterfahrungen dieser Art tauchen besonders in der Beschreibung von Situationen auf, in denen die Jugendlichen in einem Gegenschlag gegen den familiären Täter den Wechsel von der Opfer- in die Täterrolle vollziehen. Dies geht meist so vonstatten, daß sie just in einer Situation, in der sie wieder geschlagen und erniedrigt zu werden drohen, selbst die Hand gegen die Mutter oder den Vater erheben. Erstmals überwältigen sie, bisweilen mit einem scharfen Gegenstand bewaffnet, die Person, von der sie bis dahin selbst geschlagen wurden. In diesem Rollentausch realisieren sich die in der Familie entstandenen, oft lange gehegten Gewaltprojektionen. Er bildet oft so etwas wie das „Coming-out“ als Gewalttäter und geht mit einer Neudefinition des Selbst einher, das fortan in der Wehrhaftigkeit und der Gewaltbereitschaft zwei wesentliche Momente hat.

Erzählungen von Episoden, denen die Jugendlichen Schwellenerfahrungen der epiphanischen Art zuschreiben, weisen eine ganz spezifische Struktur auf. Die entsprechenden Gewaltakte ziehen in diesen Erzählungen eine Grenzlinie zwischen einem Davor und einem Danach, so als gäbe es ein Leben vor und ein Leben nach dem nämlichen Geschehnis. Dieses kann aus der Sicht der jugendlichen Täter als etwas erscheinen, was ihre Biographien strukturiert, weil in der epiphanischen Erfahrung der Rollenumkehr schlagartig die Möglichkeit aufblitzt, die Opfergeschichte zu beenden und zu einem neuen Selbstverständnis zu gelangen.

Ein solcher Rollentausch kann sich aber nicht nur in einem Akt der Gegengewalt gegen den familiären Schläger, sondern auch auf ganz anderem Terrain vollziehen. Auch Situationen, in denen die Jugendlichen in außerfamiliären Lebenszusammenhängen gewaltsam auf Bedrohungen anderer reagieren, können sie auf der Folie ihrer familiären Opfergeschichte deuten und in der Gewalttat eine epiphanische Erfahrung der Rollenumkehrung machen. Unabhängig davon, ob es nun innerhalb oder außerhalb der Familie zu solchen Erfahrungen kommt, handelt es sich hier um den Typus einer „kumulativen Epiphanie“, in der sich eine lange Vorgeschichte verdichtet. Nur weil ihr neuartiges Handeln in der Täterrolle das Ergebnis der in langen Jahren angehäuften Opfererfahrungen darstellt, können sie den Rollentausch als Epiphanie erleben – als einen Befreiungsschlag, der Erfahrungen des Erleidens wendet und in ein Handlungsmuster der Gewaltausübung überführt.

Wenn Jugendliche ihre biographischen Erzählungen um signifikante Gewalterfahrungen herum konstruieren, die sie als Wendepunkte ihres Lebens interpretieren, dann bestätigt sich daran die als „Thomas-Theorem“⁸ bekannt gewordene soziologische Einsicht, daß Situationen, die von Akteuren als real definiert werden,

auch ganz reale Auswirkungen haben. Zudem zeigt sich daran, daß Biographien, wie die interviewten Mehrfach Täter sie darbieten, von „Deutungsmustern“⁹ geprägt sind. Ihre biographischen Erzählungen geben nicht nur eine Abfolge von Ereignissen wieder, sondern folgen in ihrer Tiefenstruktur einem Muster, das tief in der westlichen Kultur verankert zu sein scheint.

Jene Konstruktion, die eigene Biographie von einem Ereignis und entscheidenden Wendepunkt her zu begreifen, hat eine lange Tradition im Christentum. Ein biblisches Vorbild ist die Gestalt des Saulus, der, von einem Lichtstrahl getroffen, vom Pferd stürzt, ein Berufungserlebnis hat und zum neuen Menschen Paulus wird (vgl. Apg 9). Ein solches biographisches Deutungsmuster wiederholt sich in unzähligen Bekehrungs-, Erweckungs- und Konversionserzählungen – sowie eben auch in der Art und Weise, wie Jugendliche ihre Gewaltkarrieren beschreiben. Und wie im Wirken des Paulus seine Wandlung vom Christenverfolger zum Verkünder des Evangeliums immer wieder präsent wird, so ist es auch bei den Jugendlichen: Noch lange nach der ersten und entscheidenden Umkehrerfahrung erleben sie „kleine Epiphanien“ der Gewalt. Somit kann sich in einzelnen Taten das dargestellte biographische Deutungsmuster immer wieder bestätigen und konsolidieren.

Gewalttransfer von der Familie in jugendliche Lebenswelten

Daß bestimmten Akten der Gewaltausübung ein epiphanischer, also ein Offenbarungscharakter zukommt, basiert wesentlich auf dem Umstand, daß die Jugendlichen dabei mit der Erfahrung einer Handlungsmacht in Berührung kommen, deren Verlust sie im familiären Gewaltzusammenhang lange schmerzhaft erleben mußten. Aber die Folgen einer solchen Sozialisation sind freilich nicht mit einem einmaligen Gewaltakt aus der Welt geschafft, sondern wirken fort: Die Jugendlichen wollen ihre Aktionsmacht, die eine Vorgeschichte der Mißhandlung und des Anerkennungsentzugs vergessen machen und in ihr Gegenteil verkehren soll, erneut beweisen. Es entstehen stabile Handlungsdispositionen, die von „gewaltaffinen Interpretationsregimes“ durchdrungen sind.

Gewaltaffine Interpretationsregimes sind in der familiären Sozialisation erworbene Wahrnehmungsmuster. Sie bringen eine besondere Verwundbarkeit („Vulnerabilität“) der Jugendlichen in Interaktionssituationen mit sich, die ihre früheren Ohnmachts- und Mißachtungserfahrungen wachrufen. Jugendliche erkennen im Verhalten ihrer Interaktionspartner vorschnell die Absicht, sie erniedrigen oder ihnen zu Leibe gehen zu wollen. Diese Wahrnehmung bestimmt ihre Situationsdefinitionen, wenn sie gewalttätig werden. Oft genügt ein Blick des anderen, in den sie dessen Verachtung oder Aggressionsbereitschaft hineinlesen; ein falsches Wort des anderen kann Anlaß genug sein, um ihre gewaltsame Gegenwehr herauszufordern. Hier läßt sich ein interner Bezug zu den familiären Opfererfahrungen der Jugend-

lichen bis in die Details ihrer Darstellung hinein nachzeichnen. Bei ihrer Gewaltausübung sind dichotomische Interpretationen am Werk, die – wie die komplementären innerfamiliären Negativerfahrungen – um die Semantiken von Macht und Ohnmacht sowie von Anerkennung und Mißachtung kreisen.

Solche Interpretationen entspringen keiner bewußten Entscheidung der Jugendlichen, gewisse Interaktionssituationen auf eine bestimmte Weise zu betrachten. Sie deuten diese Situationen im Licht vergangener, paradigmatischer Ereignisse, ohne daß sie sich oder anderen darüber Rechenschaft geben könnten. Die Jugendlichen werden vielmehr von ihren Opfererfahrungen beherrscht. Sie unterstehen deren Regime. Die entsprechenden Situationen sind aus biographischen Gründen überdeterminiert – und dies nicht nur, was ihre Interpretation, sondern auch, was die darauf folgenden Reaktionen angeht. Die Interpretationsregimes der Jugendlichen sind „gewaltaffin“, weil sie bestimmte Situationen durch die Brille von Deutungsmustern wahrnehmen, die eine gewaltsame Antwort als die naheliegendste erscheinen lassen: Sie wollen nicht länger Opfer der Gewalt und Objekt der Erniedrigung sein und glauben – da sie die feindselige Welt ihrer Familie auf andere Handlungskontexte übertragen –, sich ständig verteidigen und den Angriffen anderer zuvorzukommen zu müssen.

Gewaltaffine Interpretationsregimes sind also einerseits für eine besondere Sensibilität für Situationen verantwortlich, in denen sich zu wiederholen droht, was die Jugendlichen von zuhause kennen. Andererseits führen sie zu einer Bereitschaft, in solchen Situationen zur Gewalt zu greifen. Der Hinweis auf die Existenz gewaltaffiner Interpretationsregimes macht darauf aufmerksam, daß Gewalt zu einer wahrscheinlichen Handlungsoption wird, wenn die Jugendlichen die feindselige Welt ihrer Familie in andere soziale Räume hineintragen. Mit der Erweiterung ihrer sozialen Beziehungen dehnt sich auch der Bereich kontinuierlich aus, in dem sie immer wieder jene aggressive Ablehnung erkennen, die ihnen in ihrer Familie seit Kindheitstagen entgegenschlug. Hinter ihrem Rücken verschafft sich ihre Opfergeschichte in außerfamiliären sozialen Räumen immer wieder Geltung. Dies begründet die biographische Kontinuität von kindlichen Ohnmachts- und Mißachtungserfahrungen bis zur extremen Neigung zum gewalttätigen Handeln in der Jugendphase.

Damit kann das Konzept der gewaltaffinen Interpretationsregimes – neben dem der kumulativen Epiphanien – die lange ungeklärte¹⁰ Frage beantworten, *wie* es zum Gewalttransfer von der Familie in jugendliche Lebenswelten kommt.

Intrinsische Gewaltmotive

Im Verlauf von Gewaltkarrieren treten meist Tatmotive auf den Plan, die sich nicht mehr auf die beschriebenen Situationsdefinitionen und Interpretationsmuster reduzieren lassen. Die Gewalt bekommt ein überschießendes Moment an Grausamkeit

und eine Eigendynamik, für die eine Erklärung, die auf biographisch bedingte Dispositionen der Täter rekurriert, nicht ausreicht. Hier muß die Erklärung der Gewalt und ihrer Motive um eine „situative“ Analyse ergänzt werden¹¹. Denn in den Schilderungen der interviewten Jugendlichen stößt man immer wieder auf das irritierende Phänomen, daß sie mit ihren Gewalthandlungen einen unmittelbaren subjektiven Gewinn verbinden, der in der Erfahrung einer besonderen Intensität besteht. In der einen oder anderen Weise berichten sie von überwältigenden Erlebnissen der Gewaltausübung, die nicht nur eine enthemmte Eskalation in der Gewaltsituation mit sich bringen, sondern auch zum Motiv für weitere Gewalttaten werden können. Die Erfahrung der Gewaltausübung wird zum „motivationalen Agens“. Die Gewalt gewinnt den Charakter eines Selbstzweckes und folgt intrinsischen Gewaltmotiven, das heißt Motiven, die aus der Erfahrung der Gewaltausübung selbst hervorgehen und keiner situationsexterner Ziele und Zwecke mehr bedürfen. Es lassen sich drei Dimensionen der Gewalterfahrung identifizieren, aus denen solche intrinsischen Gewaltmotive entstehen können: der Triumph der physischen Überlegenheit, die Schmerzen des Opfers und die Überschreitung des Alltäglichen.

Mit der obsiegenden Gewalt verbinden jugendliche Täter die berauschende Erfahrung des Triumphs, der Stärkere zu sein und über den anderen verfügen zu können. Dies kann zu einem eigenständigen Gewaltmotiv werden, das im Extremfall eine Dynamik entwickelt, an deren Horizont der Wunsch steht, den anderen an die Schwelle des Todes zu bringen und über sein Leben zu entscheiden. Welches Maß an Grausamkeit die Gewalt im Einzelfall auch immer annimmt – es ist den so motivierten Tätern um weit mehr als um bloße Selbstbehauptung zu tun. Sie sind auf die physische Unterwerfung des anderen aus und wollen ihn buchstäblich unter sich sehen, um sich als mächtig und bedeutsam zu erleben. Beschreibungen der Jugendlichen, die das eigene Oben-Stehen und des anderen Unten-Liegen, das eigene Unversehrt-Bleiben und des anderen Verletzt-Sein, die eigene Aktionsfreiheit und des anderen Bewegungsunfähigkeit betonen, weisen darauf hin, wie eng jene Gefühle der Größe und Omnipotenz an die Koordinaten der Körpererfahrung gebunden sind. Sie hängen mit der unmittelbaren Präsenz des Opfers und der sinnlichen Gewißheit seiner Gebrochenheit zusammen. Wenn die Jugendlichen sagen, mit der Gewaltausübung sei ein „ungeheures Machtgefühl“ verbunden, und sie erlebten dabei die „Freude des Siegers“, beschreiben sie, was sie zu ihren Taten antreibt und worin sie eine intrinsische Attraktion der Gewalt erblicken. Das Handlungsmotiv basiert hier auf dem, was bei der Gewaltausübung im Verhältnis des Täters zu sich selbst geschieht. Es geht ihm – auch wenn es auf einer spezifischen, extrem asymmetrischen Relation zu einem anderen beruht – um ein Selbstgefühl: um eine berauschende Selbstwahrnehmung, die sich aus der unabweisbaren Gewißheit der eigenen Größe und Stärke speist.

Die zweite Dimension intrinsischer Gewaltmotive, der Genuß am Zufügen von Schmerzen, hängt hingegen mit dem zusammen, was dem anderen – dem Opfer

oder dem unterlegenen Gegner – geschieht. Daß Gewalt für diejenigen, den sie trifft, Schmerz und Qual mit sich bringt, ist unausweichlich mit der leiblichen Existenz des Menschen verbunden. Gleichwohl sind die physischen Leiden des anderen für die jugendlichen Täter oft nicht nur ein unbeabsichtigter Nebeneffekt ihrer Gewalt, sondern das, wonach sie trachten. Sie ergötzen sich an den Schmerzen und der Verletzung des anderen. Das unmittelbare Erlebnis der Verwundbarkeit des anderen kann einen solchen Sog auf die Täter ausüben, daß sie nicht einhalten können, ehe sich das Opfer vor Schmerzen krümmt. So vergleicht sich ein Skinhead etwa mit einem Kampfhund, der von anderen zurückgepfiffen werden muß, um von einem schwer verletzten Opfer ablassen zu können. Wenn der Schmerz des anderen die treibende Kraft von Gewalthandlungen darstellt, setzt dies eine gewisse Empathie der Täter mit den Opfern voraus.

Gerade wenn sich Täter eingestehen müssen, im vollen Bewußtsein der Verletzlichkeit der Opfer Freude an deren Leid zu empfinden, erscheint ihnen ihr eigenes Handeln unheimlich, so daß sie sich gelegentlich selbst pathologisieren, um sich zu entlasten und zu exkulpieren: so etwa, wenn sie davon sprechen, sie hätten eine „perverse Ader“. In anderen Fällen begegnen sie ihren durchaus vorhandenen Skrupeln, indem sie moralische Standards externalisieren und die Verantwortung für die Einhaltung des Gewalttabus oder zumindest gewisser Grenzen der Gewaltsamkeit an die oft vorhandenen Zuschauer delegieren. Diese „Techniken der Neutralisierung“¹² ermöglichen es ihnen, der Lust an den Schmerzen des anderen zu folgen, die in ihren Erzählungen oft mit einem sexualisierenden Nimbus und einer Metaphorik des Rausches ausgestattet ist.

Die dritte Dimension intrinsischer Gewaltmotive, die Überschreitung des Alltäglichen, ergibt sich aus dem Verhältnis der Gewaltsituation zu gewohnten, als weniger intensiv erfahrenen Lebensvollzügen. Das attrahierende Moment der Gewalt besteht dabei darin, daß sie einen Ausnahmestand herbeiführt, der sich radikal von Alltagsroutinen unterscheidet. Die Jugendlichen berichten, daß sie im Akt der Gewalt Augenblicke erleben, die in ihrer überwältigenden Leidenschaftlichkeit nichts als die Gegenwart, die Unmittelbarkeit des Geschehens kennen¹³. Dieser Ausnahmestand bezieht sich sowohl auf die extreme Spannung, die im Moment der Gewaltausübung alle Sinne in Beschlag nimmt, als auch auf den Umstand, daß die Gewalt im alltäglichen Zusammenleben geltende Regeln suspendiert, wenn nicht gar verhöhnt. Die Herbeiführung eines sinnlichen Ausnahmestandes kann also ebenso zu einem Gewaltmotiv werden wie die Herbeiführung eines normativen Ausnahmestandes, in dem der Täter fundamentale Regeln des zwischenmenschlichen Umgangs bewußt durchbricht. In beiden Fällen besitzt der Bann, unter dem die Jugendlichen in Momenten der Gewaltausübung stehen, eine solche Vitalität, daß alle anderen Handlungsmotive sekundär werden. In solchen Momenten ist die reflexive Distanz zwischen dem Subjekt und seinem Handeln aufgelöst. Alles ist auf reine Aktion und Geschwindigkeit angelegt. Eventuelle strafrechtliche und andere

soziale Folgen für die Jugendlichen selbst verschwinden ebenso aus ihrem Bewußtsein wie die körperlichen und psychischen Folgen für die Opfer.

Es ist vielfach zu beobachten, daß die Täter von einer enthusiastisierenden Kraft der Gewalt so hingerissen sind, daß sie alle normativen Regeln verletzen und ihren eigenen moralischen Gefühlen zuwiderhandeln. Wo die Faszination der Gewalt den Jugendlichen allzu deutlich ins Bewußtsein tritt, erschrecken sie vor sich selbst und reagieren, wie bereits angemerkt, mit Abwehrmanövern, die ihre Skrupel neutralisieren sollen. Gleichzeitig ist das Bewußtsein der Jugendlichen, mit brutalen und völlig unverhältnismäßigen Gewaltakten moralische Verfehlungen zu begehen, oft gerade das, was sie beflügelt.

Ungeachtet dieser eigentümlichen Zweiseitigkeit, die für alle intrinsisch motivierten Gewalttaten kennzeichnend ist, können sich entsprechende Handlungsmuster so weit verselbständigen, daß die Jugendlichen sich aktiv und ohne erkennbaren Anlaß auf die Suche nach potentiellen Opfern begeben. Das sind die Taten, die oft als blind, grundlos und sinnlos apostrophiert werden.

Gewaltmythologien

Die wiederholte Gewaltausübung läßt das Selbstbild und die normativen Ideale der jugendlichen Täter nicht unberührt. Wenn in der Erfahrung der Gewaltausübung selbst ein anziehendes, weil Ekstasezustände und Machtgefühle verbürgendes Moment steckt, kann das nicht ohne nachhaltige Folgen für die Werthaltungen der Jugendlichen bleiben. Dies zeigte bereits die vorangegangene Analyse epiphanischer Gewalterfahrungen, die von den Jugendlichen als Auftakt zu einem neuen Selbstverständnis und als authentischer Ausdruck ihrer selbst wahrgenommen werden. Das in epiphanischen Erfahrungen aufkeimende Selbstverständnis erfährt eine Veralltäglichung, und die Jugendlichen erheben die Gewaltsamkeit zu einem positiven Wert. Für andere eine leibhaftige Bedrohung darzustellen und aus möglichst vielen gewaltsamen Auseinandersetzungen als Sieger hervorzugehen, gelten ihnen als Ideale, die zu realisieren sie sich anschicken und unter denen sie leiden, wenn sie ihnen – etwa mangels Mut und Muskelkraft – nicht ganz nachzukommen vermögen. Sie kämpfen, trainieren und leiden auf der Grundlage von Werten.

Dabei handelt es sich um „Werte“ im eigentlichen Sinn des Wortes: um moralische Vorstellungen, die einen anziehenden, motivierenden Charakter haben und die Emile Durkheim durch das Merkmal des „Erstrebenswertseins“ gekennzeichnet hat¹⁴. Gewalttätige Handlungsneigungen unter dem Begriff des Wertes zu analysieren bedeutet, daß die Idealisierung der Gewaltsamkeit bei den Jugendlichen nicht nur einen Impuls unter anderen darstellt, sondern eine Priorität besitzt, aufgrund der sie gewalthemmende „Normen“ als nachrangig oder unzulässig zu bewerten in der Lage sind. Das heißt: Die restriktive und imperative Seite moralischer Regeln,

die Durkheim durch das Merkmal der „Pflicht“ oder der „Obligation“ definiert hat, wird von den Jugendlichen im Namen starker Wertungen außer Kraft gesetzt. Im Zug einer solchen normativen Aufladung gewinnt die Gewaltausübung einen mythischen Gehalt.

Zwei Gründe lassen sich mit Blick auf die interviewten Jugendlichen dafür anführen, von *Mythologien* der Gewalt¹⁵ zu sprechen: Erstens finden sich bei den Jugendlichen vielfältige Glorifizierungen von Macht und Stärke. Sie erwarten, daß die Gewalt ihnen eine bisher nicht gekannte Anerkennung verschafft und ihnen eine ungeahnte Größe verleiht. Das Versprechen, daß sie einen „einfachen und schnellen, fast magischen Weg zu Macht und Ansehen“ bereithält, wie Lewis Yablonsky¹⁶ es treffend ausgedrückt hat, läßt den Jugendlichen die Gewaltausübung als erstrebenswert erscheinen. Zweitens hängen die Jugendlichen insofern Mythologien an, als sie der Gewalt Wirkungen zusprechen, die sie letztlich gar nicht hat oder die langfristig durch konträre Gewaltfolgen wieder aufgehoben werden. Erst bei älteren Jugendlichen zeigt sich bisweilen das Bewußtsein, daß die positiven Wirkungen der Gewalt sich nur kurzfristig einstellen und zum Teil eine Chimäre sind. Sie werden durch gegenläufige Gewaltfolgen konterkariert, die von der Stigmatisierung im privaten Lebensumfeld, negativen schulischen oder beruflichen Konsequenzen bis hin zu strafrechtlichen Folgen reichen. So mußten einige der interviewten Jugendlichen erkennen, daß ihnen aus dem Status als Vorbestrafte erhebliche Nachteile bei der Stellensuche erwachsen und ihnen damit bestimmte berufliche Wege von vornherein verschlossen bleiben. Zudem berichten diese Jugendlichen, daß sie wegen ihrer Gewalttätigkeit mit negativen Reaktionen ihres sozialen Umfeldes zu kämpfen haben, nämlich mit belasteten und abgebrochenen familiären Beziehungen, mit dem Vertrauensverlust bei Lehrern und Mitschülern sowie mit der sozialen Ausgrenzung durch nichtdelinquente Jugendliche. In diesem Sinn bleiben die glorreichen Wirkungen der Gewalt ein *bloßer* Mythos.

Obwohl gewalttätiges Handeln unbeabsichtigte Nebenfolgen hervorbringt und – zumindest langfristig – nicht die Wirkungen zeitigt, die ihnen die Jugendlichen zuschreiben, sind deren Gewaltmythologien weit davon entfernt, nur trügerische Allüren zu sein. Hand in Hand mit ihrer physischen Realisierung geht bei den entsprechenden Jugendlichen die Entwicklung von Selbstidealen des Kämpfertums; deren Wirkungen bis in die affektive Besetzung einer aggressiven Körperlichkeit hineinreichen. Sie idealisieren die Vorstellung, eine Aura der Gewalt um sich zu haben, die andere ängstigt und deren Respekt erzwingt. Solche Selbstideale führen dazu, daß die bloße Tatsache einer Herausforderung und allein schon die Frage, wer der Stärkere ist, eine Art Zwang bewirken, darauf gewaltsam zu antworten.

Die Kämpferideale der Jugendlichen haben oft in der Gruppe, zu der sie gehören, ihre Vorbilder und den Ort ihrer Bestätigung. Die Werte und Ideale der Jugendlichen werden von der Gruppe geteilt. Insofern sind Gewaltmythologien, denen zufolge körperliche Stärke, Kampf-tauglichkeit und Gewalt Anerkennung verschaffen,

von der Realität gedeckt. Innerhalb der Gruppe versuchen die Jugendlichen durch Demonstrationen von Kraft und Stärke Anerkennung zu gewinnen, nach außen durch eine Gewalttätigkeit, die dem Gegner oder Opfer oft geradezu formelle Respektbekundungen abverlangt. Dabei spielt die phantasmagorische Überhöhung des Gewalthandelns eine entscheidende Rolle. So etwa, wenn sich ein Mitglied einer türkischen Bande im „Straßenkampf“ gegen die Ausländerfeinde in die Rolle des Vietnamkämpfers hineinphantasiert, der seinen Freunden unter Lebensgefahr zu Hilfe eilt, oder wenn sich ein Skinhead stolz mit „dem Bösen“ – den Nazis, die Millionen Juden vergast haben und vor denen alle Welt erzittert – identifiziert und damit seine Gewalt mit einer Symbolik ausstattet, die ihn und seine Gruppe aus der Bedeutungslosigkeit heraushebt.

Dem wundersamen Bedeutungsgewinn, den Jugendliche aus solchen mythologisierenden Selbstbildern ableiten, steht in luziden Momenten ihre Einsicht gegenüber, daß alles nur ein fataler Irrtum ist. Zu der Selbsterweiterung, die aus der Bezwungung anderer und ihrer Devotion hervorgeht, gesellt sich das Wissen darum, von anderen nicht nur gefürchtet, sondern auch gehaßt zu werden. Der Mythos wird durch das Bewußtsein entzaubert, daß Angst mit Respekt nichts zu tun hat und daß eine erzwungene Anerkennung nichts wert ist. Dieses Bewußtsein der Jugendlichen bleibt oft lange folgenlos, weil sie um jeden Preis verhindern wollen, daß die anderen sich negativ über sie äußern können. Es ist ihre panische Angst, auf Ablehnung zu stoßen, die sie an Praktiken festhalten läßt, die, wenn sie schon keine Anerkennung bringen, die anderen wenigstens mundtot machen. Dieser Teufelskreis bleibt bestehen, solange das biographisch erworbene Problem der Anerkennung und der Selbstachtung nicht gelöst ist und die gewaltaffinen Interpretationsregimes in Kraft bleiben. Solange dies der Fall ist, halten sich die mythisierenden Erwartungen an die Gewaltausübung, die dafür verantwortlich sind, daß die – ebenso schnell verderblichen wie erneuerbaren – Früchte der Gewalt den Jugendlichen als erstrebenswerte Güter erscheinen.

Von euphorisierenden Erfahrungen der Gewaltausübung erhält der Mythos der Vergrößerung und Erneuerung des Selbst fortwährend neue Nahrung. Eine Erklärung der Gewalt ist daher zu wesentlichen Teilen das, was die *Erfahrung* der Gewalt erklärt.

ANMERKUNGEN

¹ Vgl. A. L. Strauss, *Continual Permutations of Action* (New York 1993) 122 ff.

² Vgl. F. Sutterlüty, *Gewaltkarrieren. Jugendliche im Kreislauf von Gewalt u. Mißachtung* (Frankfurt 2002). Die Untersuchung orientiert sich an der Methode der „Grounded Theory“ und basiert auf je zwei leitfadengestützten Interviews mit 18 Berliner Jugendlichen unterschiedlicher ethnischer Herkunft und Gruppenzugehörigkeit, die – bis auf drei Vergleichsfälle – mehrfach und in schwerwiegender Weise gewalttätig geworden sind. Das Sample setzt sich aus 15 männlichen und drei weiblichen Jugendlichen zusammen.

- ³ So auch J. D. Alfaro, Report on the Relationship Between Child Abuse and Neglect and Later Socially Deviant Behavior, in: Exploring the Relationship Between Child Abuse and Delinquency, hg. v. R. J. Hunner u. Y. E. Walker (Montclair/New Jersey 1981) 175–219 sowie C. Pfeiffer u. P. Wetzels, Zur Struktur u. Entwicklung der Jugendgewalt in Deutschland. Ein Thesenpapier auf Basis aktueller Forschungsbefunde, in: Aus Politik u. Zeitgeschichte B 26 (1999) 3–22. Es ist zwar keineswegs so, daß innerfamiliäre Gewalterfahrungen in der Kindheit notwendig zu Gewalt in der Jugendphase führen, aber der umgekehrte Zusammenhang ist von überwältigender empirischer Evidenz; vgl. dazu D. O. Lewis u. a., Child Abuse, Delinquency and Violent Criminality, in: Child Maltreatment. Theory and Research on the Causes and Consequences of Child Abuse and Neglect, hg. v. D. Cicchetti u. V. Carlson (Cambridge 1989) 707–721.
- ⁴ Vgl. auch P. G. Jaffe u. a., Children of Battered Women (Newbury Park/California 1990) sowie J. D. Osofsky, The Effects of Exposure to Violence on Young Children, in: American Psychologist 50 (1995) 782–788.
- ⁵ Vgl. A. Honneth, Kampf um Anerkennung. Zur moralischen Grammatik sozialer Konflikte (Frankfurt 1992); T. Todorov, Abenteuer des Zusammenlebens. Versuch einer allgemeinen Anthropologie (Berlin 1996).
- ⁶ A. Engfer, Kindesmißhandlung. Ursachen – Auswirkungen – Hilfen (Stuttgart 1986).
- ⁷ Vgl. N. K. Denzin, Interpretive Biography (Newbury Park/California 1989).
- ⁸ W. I. Thomas u. D. S. Thomas, The Child in America. Behavior Problems and Programs (New York 1928) 572; R. K. Merton, The Self-Fulfilling Prophecy, in: ders., Social Theory and Social Structure (Glencoe/Illinois 1949) 179–195.
- ⁹ P. Alheit u. B. Dausien, Biographie – ein „modernes Deutungsmuster“? Sozialstrukturelle Brechungen einer Wissensform der Moderne, in: Analyse sozialer Deutungsmuster. Beiträge zur empirischen Wissenssoziologie, hg. v. M. Meuser u. R. Sackmann (Pfaffenweiler 1992) 161–182.
- ¹⁰ Vgl. Ursachen, Prävention u. Kontrolle von Gewalt. Analysen u. Vorschläge der Unabhängigen Regierungskommission zur Verhinderung u. Bekämpfung von Gewalt, hg. v. H. –D. Schwind u. J. Baumann, Bd. 1 (Berlin 1990) 80f.
- ¹¹ Vgl. C. Birkbeck u. G. LaFree, The Situational Analysis of Crime and Deviance, in: Annual Review of Sociology 19 (1993) 113–137; F. Sutterlüty, Intrinsische Gewaltmotive bei jugendlichen Tätern, in: Handlung Kultur Interpretation 11 (2002) 242–260.
- ¹² G. M. Sykes u. D. Matza, Techniques of Neutralization: A Theory of Delinquency, in: American Sociological Review 22 (1957) 664–670.
- ¹³ Vgl. B. Buford, Unter Hooligans. Geil auf Gewalt (München 1994).
- ¹⁴ Vgl. E. Durkheim, Bestimmung der moralischen Tatsache (1906), in: ders., Soziologie u. Philosophie (Frankfurt 1970) 84–117; H. Joas, Die Entstehung der Werte (Frankfurt 1997) 104ff.
- ¹⁵ Den Begriff der Gewaltmythologie verwendet Hans Joas zur Kennzeichnung einer positiven Umwertung der Gewalt in zwischenstaatlichen Kriegen sowie innergesellschaftlichen Kämpfen. Dabei hebt er den „Mythos der Regeneration durch Gewalt“ besonders hervor; vgl. H. Joas, Der Traum von der gewaltfreien Moderne, in: Sinn u. Form 46 (1994) 309–318.
- ¹⁶ L. Yablonsky, The Violent Gang (New York 1962) 4.